



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Haarhaus, Julius R.: Das Glück des Hauses Rottland : Roman. XI.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

stummen Zeugen jener Schreckenszeit geblieben. Die Stadt macht mit ihren endlosen langen, engen, gedrängt vollen und übel riechenden Straßen heutzutage keinen anziehenden, geschweige denn eleganten Eindruck mehr. Handel und Wandel sind noch immer rege, aber der ehemalige Glanz ist hin.

Hier in Shanghai ist augenblicklich alles durch die Rases außer Rand und Band. Während der Renntage sind nachmittags alle Geschäfte geschlossen. Dabei regnet es fast beständig. Wir schreiben heute den 3. November, und dennoch herrscht hier eine tropische Schwüle, daß man sogar im leichten Sommeranzuge nicht aus dem Schwitzen herauskommt.

Eben erhalten wir vom Taotai eine Einladung zu einem großen Balle, den er morgen zur Feier des Geburtstages der Kaiserin Witwe gibt. Wir wollten eigentlich absagen, werden aber von allen Seiten beredet, hinzugehen, da das Fest feenhaft werden soll. Es sind sechshundert Einladungen dazu ergangen. Jedenfalls werden wir wohl nur eine Stunde dableiben, da wir uns am nächsten Morgen schon um 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr einschiffen müssen, um mit der „Sachsen“ nach Hongkong abzudampfen. Von dort gehen wir gleich nach Canton weiter. Hoffentlich ist uns nur dort das Wetter günstiger. Wir werden dort wohl etwa vierzehn Tage bleiben und dann nach kurzem Aufenthalt in Shanghai nach Peking weiterreisen.

(Weitere Briefe folgen)



## Das Glück des Hauses Rottland

Roman

Von Julius R. Haarhaus

XI.

Das lang ersehnte Glück war da! Als Ferdinandus Salentinus, nobilis domini Salentini liberi baronis de Friemersheim filius pridie natus, war es am 20. Oktober in das Taufbuch der Holzheimer Kirche ordnungsgemäß eingetragen worden und lag nun fest gewickelt in der Wiege, die im dämmerigen Alkoven des Schlafgemaches neben dem Bette der jungen Mutter stand.

Wenn Ferdinand Salentin auch nur die Hälfte der Hoffnungen erfüllen wollte, die sein Erscheinen in dieser Welt wachgerufen hatte, so wartete seiner keine leichte Aufgabe. Frau v. Ödinghoven sah in dem hilflosen Bündel, das vorläufig die kostbare Zeit noch mit Trinken und Schlafen hinbrachte, schon den künftigen Hofkavalier, Schwester Felicitas dagegen einen geistlichen Würdenträger, einen Abt oder einen Domkapitular. Herr v. Ballandt meinte, das energische Kinn des Neugeborenen verrate einen der größten Feldherrn des achtzehnten Jahrhunderts, und Vater Ambrosius vermutete, daß unter der schöngewölbten Stirn der weltum-

spannende Geist eines Gelehrten schlummere. Auf alle Fälle aber werde das Kind zu einer Leuchte des Glaubens heranwachsen, denn wer am Ferdinandstage geboren sei und in der heiligen Taufe den Namen so vieler erlauchter Schirmherren der Religion erhalten habe, der sei zu großen Dingen berufen.

Die Behmutter, die natürlich auch ihr Urteil abgab, erklärte, seit zwanzig Jahren sei in der ganzen Gegend kein so starkes und schweres Kind zur Welt gekommen, wie der junge Herr Baron, und daß er gleich in der ersten Minute ihren Daumen in die Faust genommen und nicht wieder habe loslassen wollen, das sei ein Zeichen, daß er seinen Kopf für sich habe und anders werden würde als sonst die Menschen.

Dieses Wort gab dem Vater zu denken. Anders als sonst die Menschen! Es schnitt ihm durchs Herz, wenn er sich vorstellte, daß das unendliche Leid, das schon so viele Mitglieder der Familie heimgesucht hatte, auch diesem Knäblein beschieden sein könne. Herrn Salentins Wünsche für den Sohn verstiegen sich nicht bis zum Hoffleid oder zum Absturz, nicht bis zum Lorbeer des Feldherrn oder des Gelehrten; was er für ihn erhoffte, waren fünf gesunde Sinne und ein zufriedenes Gemüt. Und immer wieder zog er behutsam den Vorhang der Wiege zurück, beugte sich über das kleine Menschenbild und versuchte, aus dem runden Gesichtlein die Antwort auf die bange Frage zu lesen, die ihn jetzt unausgesetzt beschäftigte. Wenn der Kleine einmal leise zu wimmern oder gar zu schreien begann, klopfte des Vaters Herz. Sollte der Mund, der diese Laute hervorzubringen fähig war, nicht einst auch Silben und Worte bilden zu lernen imstande sein? So kam es, daß dem alten Herrn das Geschrei seines Sohnes und Erben holder als Sphärenmusik klang, und daß er mit einer Aufmerksamkeit darauf lauschte, als handle es sich um eine Offenbarung.

Alle Besucher fanden, daß das Kind der Mutter gliche. Das verdroß den Freiherrn ein wenig, denn er hätte gar zu gern gehört, daß man wenigstens die Triemersheimische Nase in dem kleinen Antlitz wiedergefunden hätte. Er wußte freilich, wie spät eine Nase die charakteristische endgültige Form annimmt, und er zweifelte nicht, daß sich Ferdinand Salentin nach etwa zwanzig Jahren durch einen scharf markierten Höcker unterhalb der Nasenwurzel als ein echter Sprosse des Geschlechts legitimieren werde, aber es wäre doch hübsch gewesen, wenn man jetzt schon einen, natürlich nur ganz geringfügigen, Ansatz zu jenem Höcker wahrgenommen hätte. Das eine stand für den Vater allerdings fest und freute ihn gewaltig, obgleich er sich gegen niemand darüber aussprach: wenn der kleine Ferdinand schlechter Laune war und sich zum Weinen anschickte, erschienen in seinem bräunlichen Gesichtchen Runzeln und Falten, und dann konnte nur ein Böswilliger noch behaupten, daß er der jungen blühenden Mutter gliche.

Merge war die einzige, die weder nach den Zukunftsaussichten des Kindes noch nach Ähnlichkeiten fragte. Für sie genügte die Tatsache, daß das Bündel da in der Wiege ihr gehörte. Das war des Glückes genug — mehr brauchte sie nicht. Und von den Befürchtungen, die ihren Gatten quälten, hatte sie keine Ahnung.

So verflossen ihr die ersten Tage der Mutterschaft in eitel Seligkeit. Das kleine Wesen, das da hinter der Gardine schlummerte oder mit weitgeöffneten Augen an ihrer Brust lag oder unter den Händen der Behmutter im Bade

zappelte und strampelte, erschien ihr tausendmal merkwürdiger als alle Wunder der Naturalienkammer, den Paradiesvogel nicht ausgeschlossen, und das Herrlichste dabei war, daß es ihr, der Holzheimer Mergel, sein Leben verdankte.

Wenn nur die beiden Schwägerinnen nicht so oft ihre süßen Träume gestört hätten! Sie meinten es ja gewiß gut mit ihr und dem Kinde, aber sie taten gerade, als ob es ihr Verdienst sei, daß es lebte und so groß und kräftig war. So geschah es, daß, als Frau v. Syberg kam, um sich den Friemersheim'schen Stammhalter anzuschauen, die Gubernatorin die Frage an sie richtete: „Nun, ma chère, was sagen Sie zu meinem Ferdinand?“

Das war mehr als die gutmütige Mergel vertragen konnte. Sie richtete sich ein wenig in ihrem Bette auf und bemerkte gereizt: „Wo habt Ihr denn Euern Ferdinand, madame? Ich sehe nur einen, und das ist meiner.“

Die beiden Damen lachten, und Frau v. Ödinghoven erwiderte ruhig: „Liebe Mergel, wie kann man nur so jaloux sein! Ich dünkte, das Kind hätte mir drei-viertel Jahr lang mehr Sorge gemacht als dir, und deshalb hätte ich wohl ein Recht, es auch als das meine zu regardieren.“

Dergleichen ärgerliche Zwischenfälle kamen von nun an täglich vor. Die Priorin ging sogar so weit, die Behauptung aufzustellen, daß der kleine Ferdinand nur ihren heißen Gebeten sein Dasein verdanke. Sowohl sie als auch die Gubernatorin, die selbst nie Kinder gehabt hatte, erklärten, Mergel sei die leichtsinnigste junge Mutter, die sie je gekannt hätten, und es sei nur ein Glück, daß ihr zwei Schwägerinnen mit so reichen Erfahrungen hilfreich zur Seite stünden. Und um ihre Hilfsbereitschaft durch die That zu beweisen, kochten sie aus Schweineschmer, Hafertroh, Taufendgüldenkraut, Lorbeerblättern und Schwefel eine Salbe und bestrichen damit einen halben Finger dick das Köpfchen des Säuglings, um, wie sie sagten, zu verhüten, daß er den „Ansprung“ bekomme, ein Übel, von dem alle im Oktober geborenen Kinder heimgesucht würden.

Sie hulbigten überhaupt der Ansicht, daß es ratsamer sei, Krankheiten zu verhüten als sie, wenn sie erst da seien, zu heilen, und prophezeiten mit einer Bestimmtheit, die die junge Mutter erschütterte, dem Kleinen das „böse Wesen“ oder die „Sichter“, wogegen kein Mittel wirksamer sein sollte als ein Pulver aus Mistelstengeln, Päonienkörnern, Baldrianwurzel und Anisfamen. Von diesem Pulver bereiteten sie denn auch einen Vorrat, der ausgereicht haben würde, sämtliche Säuglinge in den Ländern Jülich und Berg vor dem bösen Wesen zu bewahren. Sei es nun, daß der kleine Neffe an dem Fehler der meisten Kinder litt, die klüger sein wollen, als die erfahrensten Tanten, sei es, daß er vor dem bösen Wesen keine Angst hatte, oder daß er an die Wirksamkeit des Mittels nicht glaubte, sei es endlich, daß er von seiner Mutter den Gang zur Widersekllichkeit geerbt hatte, genug, er weigerte sich zu Mergens heimlicher Freude standhaft, das bittere Pulver zu nehmen, und gab es, wenn man ihm unter unsäglichen Mühen ein Pröbchen davon über die Lippen gebracht hatte, prompt wieder von sich.

Die beiden alten Damen waren hierüber nicht wenig bekümmert und meinten, zu ihrer Zeit wären die Kinder noch ganz anders gewesen; dem kleinen Ferdinand müsse man freilich seinen Unverstand zugute halten, denn es sei schließlich kein Wunder, daß ein Kind, dessen Mutter jede gute Lehre in den Wind schlage und

die bewährtesten medicamenta verachte, als ein hockbeiniges Geschöpf auf die Welt gekommen sei.

Da sie mit dem Neffen so schlechte Erfahrungen gemacht hatten, wandten sie ihre Sorge nun wieder der Schwägerin zu, schulmeisterten sie von früh bis spät, nötigten sie, Speisen zu essen, die ihr widerstanden, und verboten ihr andere, auf die sie gerade Appetit hatte. Ihrer Meinung nach hatte Mergo zum Kinderwarten nicht das geringste Talent, sie schnürte die Wickelbänder nicht fest genug und ließ den Kleinen nach dem Baden viel zu lange unbeskleidet. Nicht einmal ihn richtig zu tragen verstand sie, denn sie hielt das Bündel zum Entsetzen der beiden alten Damen entweder zu senkrecht oder zu wagerecht, so daß man fortwährend mit der Gefahr rechnen mußte, Ferdinand würde krumme Beine oder einen übermäßigen Blutandrang nach dem Kopf bekommen.

Die junge Mutter suchte sich mit Geduld zu wappnen und die Drangsale, denen sie sich ohne Unterbrechung ausgesetzt sah, um des Kindes willen mit Ergebung zu ertragen. Aber oft erwies sich ihr Temperament doch stärker als alle guten Vorsätze, und dann empfand sie es als einen wahren Hochgenuß, ihren Kopf durchzusetzen und die beiden Alten durch aktiven oder passiven Widerstand zur Verzweiflung zu bringen. Es kam soweit, daß sie sich des unschuldigen Wesens, das ja die Ursache ihres Martyriums war, nicht mehr so recht freuen konnte.

Die einzigen Lichtblicke in ihrem Dasein waren die Tage, wo sich Mathias v. Ballandt zum Besuche einfand. Er war der einzige Mensch, der sie nahm, wie sie nun einmal war, der nicht an ihr herumerzog, und von dem sie gerade deshalb mehr lernte als von ihren näheren Verwandten. Sie hatte die Lektionen wieder aufgenommen, und der Gesang begann jetzt, nachdem die Anfangsgründe des Unterrichts überwunden waren, ihr aufrichtiges Vergnügen zu machen. Aber auch diese Freude wurde ihr durch die Wahrnehmung beeinträchtigt, daß die Schwägerinnen sie nie mehr mit Mathias allein ließen, und das Mißtrauen, das sie hierin zu erkennen glaubte, kränkte sie tödlich. Sie wußte ja, welcher Art die Gefühle waren, die ihr der Neffe ihres Mannes entgegenbrachte, aber sie traute sich jetzt, wo sie die Mutter eines Sohnes war, mehr als je die Kraft zu, jene Gefühle in den Grenzen des Erlaubten zu halten.

An einem milden Sonntag im März stellte sich Herr v. Ballandt seltsamerweise nicht zur gewohnten Stunde ein. Mergo, die kurz vorher mit der Gubernatorin eine heftige Auseinandersetzung gehabt hatte, erwartete ihn mit Ungeduld, da sie heute des allzeit fröhlichen Trösters ganz besonders zu bedürfen meinte. Sie stand, das Kind auf den Armen, am Fenster und spähte über den Hof und durch die Pfeiler des Hoftores nach der Straße, von der sie ein kurzes Stück übersehen konnte. Sie war allein im Gemach, Herr Salentin saß in der Naturalienkammer, und die beiden Damen legten in der Küche die letzte Hand an das Mittagsmahl.

Die Sonne schien warm durch die kleinen Fensterscheiben, und die jungen Schößlinge des Rosmarinstockes verbreiteten einen starken aromatischen Duft. Es war beinahe wie im Sommer.

Man hatte den kleinen Ferdinand bisher noch nie ins Freie gebracht, denn die Frühlingsluft war nach der Ansicht der Schwägerinnen für kleine Kinder noch

schädlicher als die Winterfalte. Heute aber, wo sich kein Lüftchen regte, und wo es die Sonne so gut meinte, dachte die junge Mutter, dürfe sie es schon einmal wagen, das Bürschchen mit hinaus zu nehmen. Sie hüllte das Bündel in ein Tuch, trat auf den Vorfaal, überzeugte sich davon, daß die beiden Alten noch in der Küche umherwirtschafteten, und huschte geräuschlos und schnell wie ein Wiesel über den Hof.

Sie hatte schon das Tor erreicht und warf noch einen besorgten Blick nach dem Hause zurück, als das Küchenfenster mit großer Hast aufgerissen wurde.

„Mon dieu, quelle frivolité!“ ließ sich die Stimme der Gubernatorin vernehmen. „Merge, was soll das heißen! Weißt du denn nicht, daß die Märlzluft für Kinder Gift ist? Tout de suite trägt du unseren Ferdinand wieder ins Haus, du — du Kindsmörderin du!“

Das Gekeife der alten Dame hatte Gerhard aus dem Pferdefall gelockt, und in demselben Augenblick kam auch Villa, die man in das Sühnerhaus geschickt hatte, um frische Eier zu holen, wieder zum Vorschein.

Angesichts der dienstbaren Geister, die Zeugen einer so schweren Anschulldigung geworden waren, glaubte sich die junge Frau rechtfertigen zu müssen.

„Es ist ja heut' so warm wie im Heumond, madame“, sagte sie, „da kann's meinem Kinde nicht schaden, wenn's einen Augenblick an die Luft kommt. Ich will auch nur bis vor's Tor und nachschauen, wo der Herr Mathias bleibt.“

„So so! Also darum bringst du unseren Ferdinand an den Rand des Grabes!“ schrie Frau v. Öbginghoven, krebsrot vor Zorn. „Was gilt dir das Kind, wenn du nur deinen Galan hast! Brauchst dir nicht zu imaginieren, wir wüßten nicht längst, wie's mit euch steht. Vom ersten Tag an, ja noch vor der Hochzeit, hast du deinen Eheherrn betrogen, du falsche Krötel! Aber das kommt davon, wenn einer, so vom Adel, eine freche Bauerndirne zu seiner épouse macht!“

Der jungen Frau drohten die Sinne zu schwinden. Ihre Knie zitterten, und sie fühlte sich unfähig, auch nur einen Ton über die Lippen zu bringen.

Sie rang nach Luft, faßte das Kind fester und wankte ins Haus. Mühsam, als seien ihre Füße aus Blei, stieg sie die Treppe empor, ging in das Schlafgemach und legte den Säugling in die Wiege. Dann riß sie sich das Gewand vom Leib, trat an den Kleiderschrein und suchte aus dem hintersten Winkel den kurzen braunen Rock und das Leibchen aus grauem Zwilch hervor, die sie einst daheim in Holzheim getragen hatte. Die Sachen paßten ihr längst nicht mehr, denn sie war in den zwanzig Monaten ihrer Ehe noch üppiger geworden, aber sie zwängte ihren Körper hinein. Bis jetzt waren ihre Augen trocken geblieben. Nun aber kam das Schlimmste: der Abschied von dem Kinde. Sie kniete an der Wiege nieder und bedeckte das Antlitz des kleinen Geschöpfes mit Küffen. Es sah die Mutter mit großen Augen an und lächelte. Da stürzten ihr die heißen Tränen unaufhaltsam über die Wangen.

Sie wurde in ihrem Vorsatze, alles zurückzulassen, worauf ihr Mann Anspruch erheben konnte, wankend und dachte ein paar Minuten daran, das Kind mitzunehmen. Aber durfte sie, wenn die Märlzluft wirklich so verderbenbringend war, den Kleinen, der die fünf Monate seines Daseins bisher nur in der warmen Stube verbracht hatte, einer solchen Gefahr aussetzen?

Sie raffte sich auf und eilte aus dem Gemach, als ob sie der Versuchung hätte entfliehen wollen. Draußen auf dem Vorfaal hielt sie an und lauschte. Unten, in der Wohnstube, wurde mit Tellern geklappert. Ihr Gatte, die Schwägerinnen und der alte Gerhard, der Sonntags bei der Herrschaft speiste, hatten sich also schon zu Tisch gesetzt. Sie wartete, bis die Magd mit dem Braten aus der Küche kam und im Wohngemach verschwunden war. Dann aber flog sie die Treppe hinab, schlüpfte aus dem Hause, drückte sich unter den Fenstern vorbei und lief, so schnell die Füße sie zu tragen vermochten, den Pfad zum Lambertsberge hinan.

„Wo mag nur die Mergel stecken?“ fragte Herr Salentin, während er seine Portion Feldsalat mit Essig begoß.

„Sie wird in der chambre à coucher sein,“ erwiderte die Gubernatorin gleichmütig. Und als die Magd wieder weg war, setzte sie hinzu: „Die légère Person war mit dem Kinde draußen — denke nur, Salentin, mit dem Kinde! — Da habe ich mir permittiert, sie ins Haus zu schicken.“

„Was wollte sie denn draußen?“ fragte Schwester Felicitas, als ob sie von dem Auftritte nicht das Geringste bemerkt hätte.

„Ja, da magst du wohl fragen, ma chère! Sie wollte sehen, ob der v. Pallandt noch nicht käme. Nun, da habe ich natürlich die occasion benutzt, ihr meine opinion zu sagen.“

Der Freiherr legte den Löffel aus der Hand und seufzte. Er war des ewigen häuslichen Krieges längst überdrüssig.

„Man soll die Mergel rufen,“ gebot er. „Ich will nicht, daß sie um solcher Querellen halber fastet.“

Frau v. Ödinghoven seufzte nun ebenfalls, erhob sich und klingelte. Die Magd kam.

„Geh hinauf und rufe madame la baronne!“ befahl die alte Dame.

Die Magd ging und kam nach einer geraumen Weile mit dem Bescheid zurück, daß madame la baronne im ganzen Hause nicht zu finden sei.

Man sah sich betroffen an.

„Ist das Kind da?“ fragte die Gubernatorin, in deren Seele eine bange Ahnung aufstieg.

„Es liegt in der Wiege und schläft, madame.“

„Grâce à dieu!“ stöhnte Frau v. Ödinghoven.

Der Freiherr war aufgestanden. Sein Antlitz war kreidebleich und seine Hand umklammerte mit eisernem Griff den Arm der Gubernatorin.

„Wo ist mein Weib?“ schrie er. „Netta, wenn du sie mir nicht herschaffst, so weiß ich nicht, was ich tue!“

„Bin ich die bonne deiner épouse?“ entgegnete sie gekränkt. „Willst du mich für jede sottise, die diese saubere Person anrichtet, responsable machen?“

„Du schaffst sie mir her!“ brüllte er, „denn du mit deinem bösen Maul hast sie aus dem Hause getrieben.“

„Quelle accusation énorme!“ jammerte die Priorin. „Wie kannst du so ungerecht sein, Salentin! Du darfst doch nicht gleich das Ärgste denken. Vielleicht ist sie in den Garten gegangen oder in den Kuhstall. Wir wollen doch erst einmal ordentlich suchen.“

Diese Mahnung verfehlte ihre Wirkung nicht. Der Freiherr stürzte hinaus, und die Damen und der alte Gerhard folgten ihm.

Man suchte eine volle Stunde. Es war umsonst. Da entdeckte man auf Mergens Bett außer ihrem Schlüsselbunde das Gewand, das sie kurz vor ihrem Verschwinden noch getragen hatte. Man durchwühlte den Kleiderschrank und bemerkte, daß nur die Stücke aus der Mädchenzeit der jungen Frau fehlten. Das gab einen Anhalt. Man durfte nicht mehr daran zweifeln, daß Merges entwichen war, und daß sie diesen Schritt mit voller Überlegung getan hatte.

Wohin konnte sie sich gewandt haben?

Herr Salentin, dessen Erregung jetzt einem stillen Schmerz gewichen war, begab sich ins Dorf und entsandte die Bauern nach allen Richtungen. Der Tag war noch lang genug, und man hatte einige Hoffnung, die Spur des Flüchtlings aufzunehmen zu können.

Um die Vesperzeit kam ein Bursche zurück, der die Meldung brachte, die junge Frau sei bei der Heisartburg, einem festen Hause vor Holzheim, gesehen worden, habe jedoch nicht die Straße nach ihrem Heimatdorfe, sondern den gen Witternacht führenden Weg eingeschlagen. Sie müsse also wohl nach Eschweiler, Nixdorf oder gar noch weiter, vielleicht nach Wachendorf, gewandert sein.

Die Gubernatorin triumphierte, denn für sie stand es jetzt fest, daß Merges nur in Wachendorf sein konnte. Sie machte dem Bruder gegenüber aus ihrem Verdachte, daß es sich um eine abgekartete Sache handle, und daß das Ausbleiben seines Neffen mit Mergens Flucht in irgend einem Zusammenhang stehen müsse, kein Hehl. Er widersprach ihr nicht, bat sie jedoch, darüber zu schweigen, bis man die Bestätigung ihrer Vermutungen in Händen habe.

Am nächsten Morgen mußte Gerhard nach Wachendorf reiten und anfragen, ob Merges dort eingetroffen sei. Herr v. Pallandt empfing den alten Diener seines Oheims mit gewohnter Freundlichkeit und gab ohne Umschweife zu, daß sich madame la baronne unter seinen Schutz gestellt habe. Sie sei in seinem Hause und habe erklärt, nicht wieder nach Rottland zurückkehren zu wollen. Übrigens bedaure er sehr, daß er gestern nicht habe kommen können, weil sein Gaul am Abend vorher lahm geworden sei.

Gerhards Botschaft wirkte auf den Freiherrn wie ein Donnerschlag. Er hörte kaum zu, als ihm die Schwestern mit großer Zungenfertigkeit auseinandersetzten, sie hätten schon lange Unheil gewittert und es an Warnungen nicht fehlen lassen. Er wäre jedoch jeder vernünftigen Vorstellung unzugänglich gewesen und habe ihnen ihre Sorge um sein eheliches Glück übel genug gelohnt. Als sie sich aber in bitteren Schmähreden gegen die pflichtvergessene Schwägerin ergehen wollten, fuhr Herr Salentin auf und sagte:

„Es ist meine Schuld und nicht die ihre. Wenn ein Zweiundsechzigjähriger eine junge Dirne freit, so ist's kein Mirakel, daß der Handel ein böses Ende nimmt. Die Natur läßt sich nicht meistern, denn Jugend hängt sich an Jugend. Es ist gekommen, wie es kommen mußte. Will sie deshalb auch nicht condemnieren, vielmehr indulgence mit ihr haben und ihr gute Worte geben, daß sie wieder herkommt. Nicht meinethalben, sondern um des Kindes willen. Denn es ist nichts betrüblicher als so ein Würmlein, das ohne Mutter aufwächst.“

Er sagte das alles mit einer solchen Entschiedenheit, daß die beiden alten Damen darauf verzichteten, ihm zu widersprechen, und es geschehen lassen mußten, daß Pater Ambrosius mit dem Auftrage nach Wachendorf entsandt wurde, der

jungen Frau ins Gewissen zu reden und sie zur Rückkehr nach Haus Rottland zu bewegen.

Der Vater war froh, seinem Gönner wieder einmal einen Dienst erweisen zu können, denn bei der Geburt des Sohnes hatte der Freiherr dem Kollegium zu Müntstereifel ein ansehnliches Stück Waldes zur immerwährenden Nutznießung überwiesen. Außerdem hatte es für den geistlichen Herrn einen eigenen Reiz, in die Höhle des calvinistischen Löwen zu dringen und ihm seine Beute gleichsam aus den Krallen zu reißen. Gelang es ihm, Merges zu sprechen, so durfte er, wie er meinte, des Erfolges sicher sein, denn er wußte, welche Macht seine eindringliche Beredsamkeit auf weibliche Gemüter ausübte.

Es kam jedoch anders. Die junge Sünderin weigerte sich auf das Entschiedenste, ihn zu sehen, und ließ ihm durch Herrn Mathias sagen, es sei ihr herzlich leid, ihren guten Eheherrn, der ihr nie ein böses Wort gesagt, durch ihr Entweichen gekränkt zu haben. Solange jedoch die Schwägerinnen im Hause seien, könne sie nicht daran denken, zu ihm zurückzukommen. Daß es für das Kind nicht gut sei, wenn es ohne Mutter aufwache, wisse sie selbst am besten, und sie hätte deshalb, es ihr, je eher desto lieber, wohlverwahrt mit der Kutsche zu schicken.

„Sie sehen selbst, mon père,“ schloß Herr v. Ballandt, „daß madame ma tante ihre résolution gefaßt hat. Ich habe kein Recht, mich in die affaire zu mengen, und kann Ihnen nur die assurance geben, daß der kleine Ferdinand in meinem Hause keine schlechtere Aufnahme finden würde als seine Mutter.“

Er zuckte unter verbindlichem Lächeln die Achseln und geleitete den enttäuschten Vater bis an das Hofstor.

Die Antwort, die der geistliche Vermittler heimbrachte, ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Herr Salentin wurde sich jetzt der ganzen Schwere seines Unglückes bewußt, war jedoch entschlossen, sich um keinen Preis von dem Kinde zu trennen. Die Zumutung, er solle den Knaben herausgeben, schien ihm beinahe mehr Schmerz zu bereiten als alles übrige.

Nach den Gerüchten, die in der Gegend umgingen, und die natürlich auch bis nach Haus Rottland drangen, durfte man leider nicht mehr daran zweifeln, daß die Beziehungen, in denen die beiden jungen Menschen in Wachendorf zueinander standen, doch wesentlich anderer Natur waren als das Verhältnis eines Schirmherrn zu seiner Schutzbefohlenen.

„Nun muß ich mich doch wohl davon persuadieren, daß ich sie verloren habe,“ bemerkte der Freiherr, als wieder einmal das Gespräch auf Merges kam, wehmütig zu den Schwestern. „Ich will aber Gott dafür danken, daß er mir wenigstens meinen Sohn gelassen hat,“ setzte er hinzu, indem er an die Wiege trat und mit feuchten Augen das friedlich schlafende Kind betrachtete.

„Bist du sicher, daß es dein Sohn ist?“ fragte die Gubernatorin mit bedeutsamem Lächeln.

Der alte Herr zuckte zusammen. Dann sagte er bitter:

„Weiß Gott, Netta, du bist schuld daran, wenn ich in Versuchung komme, zu hoffen, er möchte doch taubstumm sein!“

(Schluß folgt)

